

Europäische Ethnologie/Volkskunde¹ und ihre Quellen. Fachgeschichte und Fragestellungen

Wer sein Fach definiert, tut dies in der Regel nicht über Quellenbestände, sondern über Fragestellungen und theoretische Zugänge. Wer der Versuchung nicht widerstehen sollte, läuft Gefahr, dass ihm mangelnde Reflexion und pure Stoffhuberei vorgeworfen wird. Seit der Neupositionierung des Faches Volkskunde am Ende der 1960er Jahre vermeiden alle gängigen Fachdefinitionen², bestimmte Quellen zu erwähnen und sie als spezifisch volkskundlich zu reklamieren. Damals, als »Abschied vom Volksleben« genommen wurde, war die Kritik am Kanon, der Aufzählung traditionell volkskundlicher Forschungsfelder (zum Beispiel Märchen und Sagen, ländliches Gerät, Volksglauben und Brauch), so fundamental³, dass es fortan als verpönt galt, den Kanon, der ja auch eine Aufzählung von Quellen war, weiterhin als Fundament einer fachlichen Selbstbeschreibung zu nutzen. Auf die damit verbundenen Probleme hat Hermann Bausinger bereits 1969 aufmerksam gemacht, als er eine »Orientierung an soziokulturellen Systemen« empfahl: »Die eingangs skizzierte Erweiterung des Panoramas und der Perspektive verstärkt eher das Dilemma definierender Bestimmung, und insbesondere gegenüber der Soziologie mit ihren vielfältigen Möglichkeiten lässt sich eine präzise Abgrenzung schwerlich finden.«⁴

Aber solchen Versuchen fachlicher Selbstfindung zum Trotz, die ja auch von anderen Fächern in jener Zeit diskutiert wurden, blieb und bleibt das Quellenuniversum in den Geisteswissenschaften sauber aufgeteilt. Spezifische Quellen lassen sich in der Regel auch spezifischen fachlichen Zuständigkeiten zuschreiben. Den meisten geistes- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen entspricht ein Kanon von als einschlägig markierten Quellen. Die Kunstgeschichte, die Archäologie, die Musikwissenschaft, die jeweiligen nationalen Literaturwissenschaften oder die Geschichte, sie alle sind auch eindeutig über die ihnen zugesprochenen Quellen erkennbar. Erst neuere interdisziplinäre Grenzgänge wie die Historische Anthropologie oder die *cultural studies* weichen diese Symbiose von Disziplin und Quellenzugehörigkeit auf.

Das Verhältnis der Volkskunde zu ihren Quellen ist im doppelten Sinne kompliziert. Das liegt einmal in der fachgeschichtlichen Genese begründet und nicht zuletzt in der immer wieder aufs Neue zu diskutierten Frage, was eigentlich der Gegenstand des Faches Europäische Ethnologie/Volkskunde sei.

Die Entstehung volkskundlicher Quellen

Quellen fallen nicht vom Himmel. Wenn Wissenschaften sich als eigenständige Fachdisziplinen zu konturieren suchen, dann ist ein erster und zentraler Schritt, dass sie genuine Zuständigkeiten beschreiben und zwar in Abgrenzung zu anderen, bereits bestehenden Disziplinen. Dieser Prozess des Absteckens von *claims* ist deshalb von so entscheidender Bedeutung, weil damit der Nachweis geführt wird, dass gerade das neue Fach mit seinen Kompetenzen für das Verständnis der Welt unerlässlich ist. Das geschieht einmal über das Aufgreifen von Themen und Fragestellungen, die bislang an den Universitäten nicht repräsentiert waren, aber im jeweils zeitgenössischen gesellschaftlichen Diskurs an Relevanz gewinnen beziehungsweise schon gewonnen haben, andererseits durch das Anlegen von ›Archiven‹, im Sinn eines Quellenfundus, die diese Zuständigkeiten verdinglichen, gleichsam materialisieren. Die Etablierung eines Kanons jeweils nationaler Kunstwerke oder Literaturen gehört ebenso dazu wie die Gründung archäologischer, kunsthistorischer, volks- und völkerkundlicher Museen, die Einrichtung öffentlicher Archive mit Urkunden und den schriftlichen Hinterlassenschaften von Verwaltung und herrschaftlicher Machtausübung.

In der Zeit des ausgehenden 18. und 19. Jahrhunderts, als die klassischen Geisteswissenschaften begründet wurden, entwickelte sich auch ein volkskundliches Interesse, das seinen Ausgang im Kontext einer sich konturierenden Germanischen Altertumskunde nahm, die sich in jener Zeit mehr als umfassende Kulturwissenschaft denn als bloße Philologie verstand. Erst am Ende des 19. Jahrhunderts verselbstständigte sich die Volkskunde mehr und mehr als eigenständige akademische Disziplin.

Das Problem der Fundierung eines Faches Volkskunde durch Quellen stellte sich somit zu Beginn wenigstens nicht. Die später der Volkskunde von der Germanistik überlassenen Quellen, die Märchen, Volkslieder, Sagen, gehörten in dieser Anfangsphase genauso zu Germanischer Altertumskunde wie die deutsche Sprache, die Literatur, die Rechtsaltertümer. Deren Anliegen, einen als spezifisch deutsch gedeuteten Kulturhorizont erstehen zu lassen, war nicht auf eine sorgsame Scheidung und kritische Einordnung der unterschiedlichen Quellengattungen aus. »Volkspoesie«⁵, so der Sammelbegriff für die als national ausgegebene Überlieferung unterschiedlich-

ter Traditionen, wurde nicht als literarisierte, sondern als mündliche Überlieferung, hervorgegangen aus einer überindividuell schöpferischen Volksseele, gedacht, die gleichsam kongenial aufgenommen und geformt werden konnte. Quellen und Quellenkritik interessierten in diesem Zusammenhang wenig, im Gegenteil man glaubte sich im Umgang mit dem Material frei. Die Liedsammlung *Des Knaben Wunderhorn* von Achim von Arnim und Clemens Brentano oder die Kinder- und Hausmärchen, mit denen Wilhelm Grimm den deutschen Märchenton schuf, legen beredt Zeugnis ab, dass nicht die Sicherung von Quellen im Vordergrund stand, sondern die Fundierung einer Idee von nationaler Kultur. In diesem Sinne wurde zusammengetragen und ediert. Jacob Grimm fand mit seinen Arbeiten zur deutschen Sprache zu philologischer Genauigkeit, die den Quellen ihren eigenen wissenschaftlichen Wert zumaß. Was der Volkskunde zugesprochen wurde – Sage, Märchen, Lied, Mythologie –, erfuhr diese Trennung von Quelle und Quellenkritik lange Zeit nicht.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts entstanden umfangreiche Quellensammlungen allerdings ohne methodologisches Konzept, nicht reflektiert als Sammlungen von Quellen im wissenschaftlichen Sinne⁶, sondern imaginiert als Hinterlassenschaft einer schöpferischen Volksseele, von der es die Patina der Tradierung zu entfernen galt, um sie im Glanz geglaubter Ursprünglichkeit erstrahlen zu lassen. Man ließ sich erzählen und wertete Chroniken und andere gedruckte Sammlungen aus⁷. Weder war der Blick auf eine empirisch zu erforschende gesellschaftliche Wirklichkeit gerichtet, noch wurden für dieses Material philologisch exakte Editionsriterien entwickelt.

Daneben entstanden an den Museen volkskundliche Sammlungen, die anfangs, wie das Konzept des Gründers des Germanischen Nationalmuseums Freiherr von und zu Aufseß⁸ ausweist, noch den Anspruch einer allumfassenden Dokumentation von Sachkultur manifestierten. Sehr schnell verengte sich die Perspektive allerdings auf den Bereich ›Volkskunst‹, mithin auf die ästhetische Komponente.

Wilhelm Mannhardt, ein Privatgelehrter, der sich selbst als Schüler der Brüder Grimm bezeichnete, entwickelte eine neue Form der Materialerhebung, die bereits auf empirische Verfahren verwies. Er war in den 1860er Jahren der erste, der eine große Fragebogenaktion, übrigens in privater Initiative, auf den Weg brachte. In seiner in ganz Europa versandten »*Bitte*«, wie er seine Fragebogen nannte, erfragte er Erntebräuche, weil er in ihnen die Überreste vorchristlicher mythologischer Anschauungen vermutete. Ihn interessierte nicht die zeitgenössische Arbeits- und Lebenswelt auf dem Lande, sondern er wollte deren Ursprung und älteste Bedeutung rekonstruieren. Mit seinen Arbeiten wollte er die Mythologie als »eine positive exakte Wissenschaft« (Wilhelm Mannhardt) begründen. Das Material, das er zusammentrug, ist beachtlich und noch heute in Archiven verfügbar, taugte aber kaum zur Beantwortung der von Mannhardt intendierten Fragestellung. Hundert

Jahre später nutzte Ingeborg Weber-Kellermann dieses Material erneut als Quelle, um eine kulturwissenschaftliche Arbeit zur ländlichen Organisation der Ernte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu schreiben.⁹ Ihr gelang damit ein volkskundliches Lehrstück, das zeigt, dass selbst Quellen, die mit völlig anderer Intention, die unserem heutigen wissenschaftlichen Verständnis diametral gegenübersteht, gesammelt wurden, für neue Fragestellungen nutzbar und ergiebig sind.

Um 1890 konstituierte sich die Volkskunde allmählich als Wissenschaft, also als akademische Disziplin mit einem eigenem Fachprofil. Der Berliner Germanist Karl Weinhold definierte 1890 die Volkskunde sozusagen als Querschnittsfach zwischen den Disziplinen: »Es gehört Vertrautheit mit Geschichts- und Sprachwissenschaft, mit Anthropologie und Psychologie, mit historischer Rechtskunde, mit Geschichte der Volkswirtschaft, der Technik und der Naturkunde, der Literatur und der Kunst dazu«. Aufgabe der Volkskunde sei es, »das Volk, das ist eine bestimmte, geschichtlich und geographisch abgegrenzte Menschenverbindung von Tausenden oder Millionen, in allen Lebensäußerungen zu erforschen.«¹⁰ Das war nicht wenig, und eine Eingrenzung der Quellen schien angesichts des weit abgesteckten Feldes eher kontraproduktiv. Einschränkend bestimmte der Baseler Germanist Eduard Hoffmann-Krayer 1902 mit der Formel »vulgus in populo«¹¹ die Unterschichten zum Gegenstand volkskundlicher Forschung. Damit war zwar der Schritt weg von der seit der Romantik als geschichtslos gedachten Volksseele hin zu einer sozial definierten Gruppe als Untersuchungsgegenstand der Volkskunde vollzogen. Zur Klärung allerdings, welche Quellen genuin volkskundlich seien, trugen solche Positionsbestimmungen kaum bei.

Ähnlich wie die anderen Geisteswissenschaften bemühte sich auch die Volkskunde in ihrer akademischen Gründungsphase, um 1900, darum, Wissensdepots, also Quellensammlungen, anzulegen, um Zuständigkeiten zu markieren und zu behaupten und damit letztendlich ein Fachprofil zu entwickeln.

Im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts waren es vor allem vier Unternehmungen¹², die für die Identität der jungen Disziplin Volkskunde von großer Bedeutung waren und die bis heute zumindest in der Wahrnehmung von außen nachwirken. Ihre innerfachliche Relevanz allerdings wird heute kontrovers diskutiert. 1914 gründete John Meier in Freiburg im Breisgau das *Deutsche Volksliedarchiv* und legte damit eine international bedeutsame Quellensammlung für eine moderne Lied- und Musikforschung an. Bereits vor dem Ersten Weltkrieg begannen Eduard Hoffmann-Krayer und Hanns Bächtold-Stäubli mit den Arbeiten für das *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens* (HdA), das von 1927 bis 1942 erscheinen sollte. Dafür griffen sie den seit der Grimmschen Mythologie in der Volkskunde wirkmächtigen Strang mythologischer Deutungen auf. Sie erarbeiteten ein Kompendium mythologischer Vorstellungen aus aller Welt, indem sie einschlägige Literatur auswerteten

und die gefundenen Belege unter einschlägigen Stichwörtern kompilierten. Quellenkritik, welche die Belege nach Herkunft, Überlieferung und raumzeitlicher Situierung befragt hätte, wurde vernachlässigt. Das allerdings tat der Popularität und Wirkung dieses Nachschlagewerkes nur wenig Abbruch.

Besonders wichtig für die Fachentwicklung wurde der seit 1928 von der *Notgemeinschaft Deutscher Wissenschaften* finanzierte *Atlas der deutschen Volkskunde* (AdV), weil mit ihm ausgehend von den Konzepten der geographischen Kulturraumforschung ein methodischer Zugang zur Empirie entwickelt wurde. Ein dichtes Netz von Gewährspersonen im gesamten Deutschen Reich beantwortete ausführlich gefasste Fragebögen, unter anderem zu bäuerlicher Arbeit, Nahrungsgewohnheiten, Bräuchen, Glaubensvorstellungen. Ziel war die Erfassung rezenter kultureller Phänomene und die Umsetzung der Befunde in eine kartografische Darstellung. Die beantworteten Fragebögen bieten bis in die heutige Zeit für viele Untersuchungen eine breite Quellengrundlage,¹³ deren Ergiebigkeit bei quellenkritischem Umgang unbestritten ist.¹⁴

Überhaupt waren die ersten dreißig Jahre des Zwanzigsten Jahrhunderts die große Zeit der empirischer Quellenerhebungen.¹⁵ Viele Privatpersonen gingen ins Feld und dokumentierten, was sie an mündlicher Überlieferung (noch) vorfanden. Einige dieser mit großem Engagement und wissenschaftlichem Anspruch entstandenen Sammlungen wurden später zu Archiven und Forschungsstellen ausgebaut, so zum Beispiel das 1939 als Stiftung begründete Archiv des Mecklenburger Gymnasiallehrers Richard Wossidlo in Rostock,¹⁶ der vor allem Volksglaubensvorstellungen, Sprichwörter usw. gesammelt hatte¹⁷.

Zu Beginn des Zwanzigsten Jahrhunderts verfügte die noch junge Disziplin Volkskunde somit über einen stattlichen Fundus an Quellen ganz unterschiedlicher Herkunft aufwies. Die in der Tradition von Jacob und Wilhelm Grimm stehende Erzähl- und mythologische Forschung erschloss sich unterschiedlichste Textcorpora und machte mit philologischer Akribie Typen und Varianten aus.¹⁸ Mit den Fragebögen Mannhardts begann die volkskundliche Feldforschung, die anfangs noch ganz im Dienste mythologischer Forschung stand. Am Ende des 19. Jahrhunderts erhoben dann Persönlichkeiten wie Richard Wossidlo systematisch mündliche Überlieferung bei den Gewährsleuten selbst. Seine Überlegungen zum Forschungsprozess sind zugleich der Anfang einer methodologisch abgesicherten Feldforschung in der Volkskunde¹⁹. Vor allem der AdV fundierte eine systematische und methodisch reflektierte empirische Forschung, die Fragebogen nutzte, um sich eine Quellengrundlage für ihre kulturräumlichen Fragestellungen zu erschließen.

So heterogen die Quellen und ihr Erhebungskontext in dieser Frühphase sein mochten, ihnen allen gemeinsam ist, dass sie erst durch das volkskundliche Interesse zur Quellensammlung werden. Ein genuiner Bestand an Quellen wie in vielen

anderen geisteswissenschaftlichen Disziplinen, der seine Entstehung einem nicht akademischem Erkenntnisinteresse verdankt, konstituierte sich nicht.

Das hat viele Gründe. Sicher hat die gemeinsame Fachgeschichte mit der Germanistik dazu beigetragen, dass die Teildisziplin Volkskunde lange Zeit an den Quellen der Germanistik partizipierte. Vieles von dem, was Gegenstand der Volkskunde war, hatte keinen Niederschlag in eigenen Quellen gefunden, sondern ließ sich nur aus anderen Quellen erschließen. Literarische Quellen zum Beispiel interessierten nicht in ihrer Gänze, sondern sie wurden unter dem Blick des Sammlers auf spezifische Inhalte befragt, dann fragmentiert, das heißt die entsprechende Textstelle herausgenommen, und mit anderen Belegen zu einem neuen Quellenkorpus zusammengefügt. Aufgabe der Volkskunde war es, das zu bewahren, was von der ländlichen, vor-modernen Kultur zu verschwinden drohte: die Erinnerung an eine im Gegensatz zur Industrialisierung noch nicht entfremdete Welt²⁰. Die Quellensammlungen waren also nicht originär, sondern Produkt eines expliziten Interesses, quasi aus zweiter Hand. Interessenlagen aber verändern sich und damit auch die Wertschätzung für solche Sammlungen. Die Erkenntnis, dass die volkskundlichen Quellensammlungen nicht so unschuldig sind, wie die anderer Disziplinen, haben misstrauisch gemacht und, führten letztendlich zu der vor allem um 1968 heftig diskutierten Frage, ob diese Quellen überhaupt noch für eine ernsthafte wissenschaftliche Auswertung tauglich seien²¹. Eine veränderte Perspektive auf das Fach und seinen Gegenstand förderte Quellenkritik und neue Fragestellungen. Das Wissen um die Problematik des Entstehungszusammenhangs und die damit implizierten Schwächen entwerteten die alten Quellensammlungen, die nun für ein überwundenes Fachverständnis standen. Nicht nur die Quellenbelege selbst stehen für eine vergangene Zeit, sondern die Fragestellung, unter der sie zusammengetragen wurden, die Ausschnitthaftigkeit der Dokumentation und der Kontext, in dem sie interpretiert wurden. All das verweist auf ältere Forschungstraditionen. Volkskundliche Quellensammlungen sind in der Regel Kompilationen, deren Wert nicht im einzelnen Beleg, sondern in deren Summe liegt, weil diese wie Mosaiksteinchen zu einem Ganzen zusammengefügt werden können. Der einzelne Beleg kann dabei für etwas anderes stehen als die Quelle, aus der er herausgetrennt wurde, zum Beispiel geht es nicht um die aufklärerische Landesbeschreibung insgesamt, sondern um den Hinweis auf eine magische Praxis. Hypothesen begleiteten oft genug den Entstehungsprozess von Quellensammlungen, eine eingehende Reflexion über das Verhältnis von Forscher und Forschungsinteresse zu diesen gab es nicht. Die Forderung, dass mit der Produktion von Quellensammlungen auch das Instrumentarium der Quellenkritik entwickelt werden muss, ist so alt noch nicht.

Nach dem Zweiten Weltkrieg erarbeiteten Hans Moser und Karl-S. Kramer die archivalisch-historische Methode als Antwort auf ältere mythologisch-speku-

lierende Forschungen. Sie strebten eine »exakte Geschichtsschreibung der Volkskultur«(Karl-S. Kramer) an und betonten damit die historische Dimension der Volkskultur, die nur wenig beachtet worden war. Für ihre Arbeit nutzen sie Quellen, die bis dahin nur in der Heimatgeschichtsschreibung Beachtung gefunden hatten, nämlich die Archive der unteren Verwaltungsebene sowohl weltlicher wie auch kirchlicher Provenienz.

Erst mit Hans Moser und Karl-S. Kramer entstanden seit den 1950er Jahren parallel zur Sammlung archivalischer Quellen eine explizite Quellenkritik und Überlegungen zu einem methodischen Umgang mit dem erhobenen Material als Grundvoraussetzung archivalischer Arbeit.²² Die Kritik ließ nicht lange auf sich warten. Hermann Bausinger verwies darauf, dass auch archivalische Quellen historische Wirklichkeit nicht verdoppeln können, sondern je nach Herkunft der Quelle nur eine von vielen möglichen Sichtweisen auf die Wirklichkeit abbilden und dass unter dem Blick des Forschers interessegeleitet geschieden wird zwischen Wichtigem und Unwichtigem,²³ dass also ausgewählt wird, welche Quelle es wert ist, bearbeitet zu werden und welche nicht.

Als es 1968 und in den folgenden Jahren zu einer vehementen Abrechnung mit den älteren Traditionen der Volkskunde kam, richtete sich diese vor allem gegen deren methodische Prämissen und den volkskundlichen Kanon als Fachdefinition.

Das neue, an Fragestellungen orientierte Fachverständnis, das die Volkskunde als »empirische Kulturwissenschaft«²⁴ sah, gab sich methodenbewusst und griff auf die Verfahrensweise der empirischen Sozialforschung zurück. Zunächst quantitative, später immer mehr qualitative Ansätze wie Feldforschung, teilnehmende Beobachtung und Interviews bestimmten die Arbeitsweise der Volkskunde. Auch jetzt wurden Archive und Quellensammlungen angelegt, wie zum Beispiel das Archiv für lebensgeschichtliches Erzählen von Albrecht Lehmann in Hamburg. Auch heute geht es nicht allein um die Sicherung von Forschungsmaterial, sondern ebenso um die Frage der Bestimmung von Standort und Zuständigkeiten des Faches. Die Probleme ähneln sich. Einmal angelegte Sammlungen spiegeln den Forschungsstand ihrer Entstehung, welche Gültigkeit sie für spätere Generationen haben, ist offen.

Was der Soziologe Herbert Kalthoff für gegenwärtige Forschung schrieb, könnte das Leitmotiv des volkskundlichen Umgangs mit Quellen sein: »Ethnografen halten schreibend fest, erinnern sich schreibend und lesen sich schreibend; sie schreiben die Phänomene und lesen die Phänomene, die sie schreiben. Das heißt: In der konkreten Feldsituation des Niederschreibens fällt der Ethnograf auf sich selbst und das Beobachtete zurück«²⁵. Das Dilemma ist offensichtlich. Ethnografisches Arbeiten heißt beobachten, aber auch Textualisierung des Beobachteten. Damit schafft der Forscher als Auto zugleich auch Kontexte. Und das gilt nicht nur für gegenwartsbezogenes, sondern auch für historisches Arbeiten.

Ein Fach und sein Forschungsgegenstand

Aber es ist allemal leichter für die Situierung eines Faches im Konzert der Geistes- und Kulturwissenschaften, auf Konkretes wie die Zuständigkeit für bestimmte Quellen zu verweisen als auf theoretische Konzepte oder gar methodologische Ansätze. Der Rechtfertigungszwang, die Frage, was eigentlich Gegenstand eines Faches sei, zu beantworten, ist ungleich größer, weil die Quellen wechseln, das Profil unscharf wird und die Schnittmengen zu anderen Fächern, die zudem als ›große‹ Fächer präsender im wissenschaftlichen Diskurs sind, wachsen.

Aber die ›Quellenlosigkeit‹ der Volkskunde hat Geschichte, ist Teil ihrer Fachgeschichte. Und die Volkskunde hat gelernt, aus der Not eine Tugend zu machen. Selbst entstanden als Antwort auf die Modernisierung der Gesellschaft hat sie diesen Prozess zum Forschungsgegenstand gemacht. Damit verbunden ist eine Neuorientierung des Forschers im Feld, die Konrad Köstlin folgendermaßen zusammenfasst:

Volkskunde ist zu einer Wissenschaft geworden, die in vielerlei Hinsicht mit weicheren Methoden arbeitet als die alte Volkskunde. Sie hat den Beobachter wieder eingeführt (...). Sie fragt weniger, wie es gewesen ist, beschreibt also immer weniger historische oder gegenwärtige Verhältnisse, sondern sucht die Sichtweisen zu deuten, die sie konstituieren. Sie fragt heute, Wer ist es, der uns diese Geschichte, seine Wirklichkeit so erzählt. Dieser Relativismus droht freilich mit der Konstruktion der Wirklichkeit die Realität der Wirklichkeit zu verlieren. Wirklichkeiten, die nie ›nur‹ konstruiert sind, drohen unbrauchbar zu werden.²⁶

Die Skepsis gegenüber der Existenz einer wirklichen, d.h. vom Subjekt und seiner Wahrnehmung unabhängig existierenden Wirklichkeit hat dazu geführt, dass verstärkt nach dem Herstellen von Wirklichkeit im Deutungsprozess gefragt wird. Die Verschiebung der Perspektive ist erklärbar aus einer kritischen Beschäftigung mit der Fachgeschichte, ist also dem reflektierten Umgang mit einem einmal gewonnenen Erkenntnisstand geschuldet.

Solchem Fachverständnis folgend wird es allerdings immer schwierig bleiben, die genuinen Quellen der Volkskunde auszumachen. Die Fragestellung der Volkskunde nach lebensweltlicher Erfahrung, nach kulturellen Praxen von Menschen erfordert nach wie vor das Vagabundieren zwischen den Disziplinen, so wie Karl Weinhold, es 1890 eingefordert hatte. Jeglicher Versuch, einen Quellenbestand als volkscundlich kanonisieren zu wollen, liefe diesem Erkenntnisinteresse zuwider. Das bedeutet aber auch, dass die ›alten‹ Quellensammlungen für die Volkskunde von Wert sind, denn sie mögen nicht immer für die wirkliche Wirklichkeit stehen,

sind jedoch Zeugnisse für das Deuten von Wirklichkeit in einer bestimmten Zeit. Wenn Wissensproduktion und die Repräsentation von Wissen in einen kritischen Bezug zu den jeweiligen Zeithorizonten gesetzt werden, dann können die einstigen Quellen erneut, wenn auch in anderer Intention, als Quellen befragt werden.

Quellen haben in der Volkskunde nicht nur als Quellen ihren Wert, sondern zugleich ihre eigene Geschichtlichkeit, die es lohnt, selbst zum Gegenstand des Befragens zu machen.

Anmerkungen

- 1 Die Namen Europäische Ethnologie und Volkskunde werden als Synonym für ein und dieselbe Disziplin verwendet.
- 2 Am Ende der Diskussionen 1968-1970 stand die sogenannte Falkensteiner Formel als Umschreibung des neu gewonnenen Selbstbewusstseins. Darin heißt es: »Volkskunde analysiert die Vermittlung kultureller Werte in Subjektivationen und Objektivationen. Ziel ist es an der Lösung sozio-kultureller Probleme mitzuwirken.« Wolfgang Brückner, Hg., Falkensteiner Protokolle, Frankfurt am Main 1971, 196. Vgl. dazu den programmatischen Aufsatz von Hermann Bausinger, Kritik der Tradition, in: Zeitschrift für Volkskunde 65 (1969), 232-250; zum heutigen Verständnis vgl. Albrecht Lehmann, Volkskunde, in: H. J. Goertz, Hg., Geschichte. Ein Grundkurs, Reinbek 1998, 456-472 und Wolfgang Kaschuba, Einführung in die Europäische Ethnologie, München 1999.
- 3 Vgl. Martin Scharfe, Kritik des Kanons, in: Herman Bausinger u.a., Hg., Abschied vom Volksleben, Tübingen 1970, 74-84.
- 4 Bausinger, Kritik der Tradition, wie Anm. 2, 241.
- 5 Vgl. dazu den immer wieder lesenswerten Band von Hermann Bausinger, Formen der »Volks poesie«, Berlin 1968.
- 6 Für die Geschichte trennte Johannes Gustav Droysen 1868 in seinem Buch *Grundriss der Historik* die Quellen in Überreste (»alles, was unmittelbar von den Begebenheiten übriggeblieben und noch vorhanden ist«) und Tradition (»alles, was mittelbar von den Begebenheiten überliefert ist, hindurchgegangen und wiedergegeben durch menschliche Auffassung«) und legte damit die Grundlage moderner Quellenkritik.
- 7 Vgl. Rudolf Schenda, Von Mund zu Ohr. Bausteine zu einer Kulturgeschichte volkstümlichen Erzählens in Europa, Göttingen 1993.
- 8 Vgl. Rainer Kahsnitz /Bernward Deneke, Das Germanische Nationalmuseum zu Nürnberg 1852-1977. Beiträge zu seiner Geschichte, München 1977.
- 9 Vgl. Ingeborg Weber-Kellermann, Erntebrauch in der ländlichen Arbeitswelt des 19. Jahrhunderts. Auf Grund des Mannhardtmaterials von 1865, Marburg 1965.
- 10 Karl Weinhold, »Was soll Volkskunde leisten?«, in: Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft 20 (1890), 1-5, hier: 1.
- 11 Zit. Nach Gerhard Lutz, Hg., Volkskunde. Ein Handbuch zur Geschichte ihrer Probleme, Berlin 1958, 43.
- 12 Die 1917 von Eduard Hoffmann-Krayer begründete *Internationale Volkskundliche Bibliographie*, die der noch jungen Volkskunde eine bibliographische Kontur gab, sei hier nur erwähnt. Über Stichworte und mit der Zuordnung von Autoren und Themen wurde die Disziplin Volkskunde vermessen und nach außen als disziplinär einschlägig erkennbar gemacht.
- 13 Vgl. Günter Wiegmann/ Michael Simon, Die Untersuchung regionaler Unterschiede, in: Silke Göttsch/ Albrecht Lehmann, Hg., Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie, Berlin 2001, 99-121.
- 14 Vgl. die beeindruckende Arbeit von Günter Wiegmann, Alltags- und Festspeisen. Wandel und gegenwärtige Stellung, Marburg 1967.

- 15 Es wurden vielerorts regionale Vereine für Volkskunde gegründet, die umfangreiche Fragebogenerhebungen vornahmen. An vielen Orten, zum Beispiel Münster, Freiburg, Stuttgart wird dieses Material in den dortigen Landesstellen für Volkskunde verwahrt.
- 16 Das Archiv bildet heute den Grundstock des *Institutes für Volkskunde* der Universität Rostock.
- 17 Nicht unerwähnt bleiben sollte das nach dem Zweiten Weltkrieg angelegte Liedarchiv des badi-schen Lehrers Johannes Künzig, der die Lieder von Flüchtlingen und Heimatvertriebenen aufnahm. Aus seinem Material ging das Johannes-Künzig-Institut in Freiburg im Breisgau hervor.
- 18 Zur Erzählforschung vgl. Schenda, Von Mund zu Ohr, wie Anm. 7.
- 19 Vgl. Silke Göttisch, Feldforschung und Märchendokumentation um 1900, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 87 (1991), 1-18.
- 20 Vgl. Konrad Köstlin, Der Tod der Neugier, oder auch: Erbe – Last und Chance, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 91 (1995), 47-64.
- 21 Ein wichtiger Beitrag zur Diskussion war Rudolf Schenda, Einheitlich – urtümlich – noch heute. Probleme volkskundlicher Befragung, in: Bausinger u.a., Hg., Abschied vom Volksleben, wie Anm. 3, Tübingen 1970, 124-154.
- 22 Vgl. ausführlich Silke Göttisch, Volkskunde: Übergänge zwischen den Fächern, in: Anette Völker-Rasor, Hg., Frühe Neuzeit, München 2000, 203-216.
- 23 Vgl. Hermann Bausinger, Zur Problematik historischer Volkskunde, in: Der. u.a., Hg., Abschied vom Volksleben, wie Anm. 3, Tübingen 1970, 155-172.
- 24 Wie im neuen Namen des ehemaligen Volkskunde-Institutes an der Universität Tübingen.
- 25 Herbert Kalthoff, Beobachtete Differenz. Instrumente der ethnografisch-soziologischen Forschung, in: *Zeitschrift für Soziologie* 32 (2003), 70-90, hier: 79.
- 26 Köstlin, Tod, wie Anm. 20, 53.